Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 56 (1976-1977)

Heft: 10

Artikel: Schreiben im Bodenlosen : "Das Zerbrechen der Welt" : ein Schlüsseltext

Autor: Matt, Beatrice von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163221

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BEATRICE VON MATT

Schreiben im Bodenlosen

«Das Zerbrechen der Welt» – ein Schlüsseltext

Der Aufsatz «*Das Zerbrechen der Welt*» berichtet von der langandauernden, ja anhaltenden und wohl existentiellen Verunsicherung, die seinem Verfasser, E. Y. Meyer, einst durch ein Buch zugefügt worden ist: durch Kants «*Kritik der reinen Vernunft*». Seit den Erzählungen «*Ein Reisender in Sachen Umsturz*» (1972) und dem Roman «*In Trubschachen*» (1973) dürften nicht viele schweizerische Prosaisten so ernstzunehmen sein wie dieser jetzt gerade dreissigjährige Schriftsteller; der hier vorgelegte Beitrag gehört wohl zu seinen besonders aufschlussreichen Arbeiten.

Wichtige frühe, wenn auch nicht die frühesten Lesestoffe, Robert Walsers «*Gehülfen*» etwa, hat Meyer in der Erzählung «*Gross-Papa ist wieder da*» (in «*Eine entfernte Ähnlichkeit*», 1975) genannt. Es scheint aber, als habe er mit dieser Kantlektüre-Schilderung ein schriftstellerisches Hindernis erst nach wiederholtem Anlauf zu seiner Zufriedenheit genommen. Ein früherer Versuch entstand bei der Aufforderung des Suhrkamp-Verlags an seine Autoren, zum 25jährigen Bestehen des Unternehmens erste und entscheidende Lese-Erlebnisse aufzuzeichnen. (Grundsätzlich scheint Meyer alles zu interessieren, was zum erstenmal gefühlt und erkannt wird, da dann der Fühlende und Erkennende noch in geringerem Masse von eingespurten Anschauungsweisen gelenkt wird.) Als Beitrag zu jenem kleinen Band («*Erste Lese-Erlebnisse*», Frankfurt a. M. 1975) erzählte der Autor unter dem Titel «*Spotten Sie nicht über Kriminalromane*» höchst gewissenhaft, aber letztlich vielleicht unentschieden von den Märchen, den Globi-Büchern und anderen Bildergeschichten seiner Jugend und legte das schwerste Gewicht am Schluss auf Friedrich Glausers «*Tee der drei alten Damen*». Im kurz darauf geschriebenen Aufsatz vom «Zerbrechen der Welt» (erstmals abgedruckt in der Jubiläumsnummer der österreichischen Literaturzeitschrift «*manuskripte*», Graz 1975) spricht er von jener Erinnerungsarbeit und ihren vagen Ergebnissen und lässt durchblicken, dass er nicht nachgeben konnte und wollte, bis er sein wirklich entscheidendes «Lese-Erlebnis» zu Papier gebracht hatte.

Man kann E. Y. Meyer bei sogenannten Selbstinterpretationen und Selbstdarstellungen wohl ebensowenig trauen wie andern Schriftstellern, auch liest

sich «*Das Zerbrechen der Welt*» wie eine seiner Geschichten, ist genau so streng gearbeitet und unheimlich verstrebt in der Syntax. Aber seine grossartige formale Kunst braucht nicht gegen das Bekenntnishafte zu sprechen. Abgesehen davon, dass das schmerzhafte und doch notwendige, die einzige Ordnung verbürgende umständliche Sichabsichern, die vorsichtige Ausführlichkeit im Schreiben ohnehin nicht in erster Linie auf artistischen Glanz zielt, sagt der Autor hier auf eine so geistige und zugleich zentrale Weise «ich», wie man das nach dem Zerbrechen so vieler Welten und so vieler Ich- und Anschauungsformen in den vergangenen Jahrzehnten nicht mehr für möglich gehalten hätte. Und gerade bei diesem Schriftsteller wirkt das, wie es scheint, unverkleidete «Ich» in diesem todernsten Zusammenhang zumindest verblüffend, denkt man zurück an alle die als «man», als Freund oder sonstwie bezeichneten Hauptfiguren früherer Werke. Hier nun äussert sich ein so kreatürliches Bedürfnis nach Wahrheit und nichts als Wahrheit, nach Erkennen im philosophischen Sinn, dass man plötzlich die schwierigen dichterischen Texte Meyers, das übergenaue, oft langsame Sagen und Wiedereinschränken des Gesagten, neu zu verstehen glaubt. Was Meyer hier eingesteht, ist ein offenbar angeborener philosophischer Trieb, dessen Befriedigung sich – wie der Autor wiederholt andeutet – nicht etwa nur auf das Wohlbefinden seines «*Geistes*lebens» (die typographischen Hervorhebungen in fast allen seinen Texten gehen wohl auch auf Kant zurück), sondern auf sein mögliches Weiterleben oder Nichtweiterleben überhaupt auswirkt. – In «*Die Erhebung der Romanfiguren. Von Felsöloci András*» (in «*Eine entfernte Ähnlichkeit*» 1975) tritt einer auf, der den mit ihm befreundeten Verfasser eines Buches, das man unschwer als den Roman «*In Trubschachen*» erkennt, so charakterisiert: «*Das einzige, was man bei meinem Freund als eine Abweichung von der Normalität hätte bezeichnen können, war sein ausgeprägter, über das normale Mass hinausgehender und sehr umfassend zu verstehender Wahrheitssinn, der jedoch – wie ich glaube – auch das Aussergewöhnliche und das Wesen seiner schriftstellerischen Arbeit ausmachte und ihn zu ihr zwang und der ihm schliesslich möglicherweise auch zum Verhängnis geworden ist*» (S. 72f.).

«*Die Kritik der reinen Vernunft*» hat durch die Setzung und Begründung der synthetischen Urteile a priori dem Autor die Welt auseinandergerissen. Das erkennende Subjekt bezieht die Anschauungsformen aus dem Angeschauten, und zugleich zwingt es diesem seine eigenen Strukturen auf, ja es schafft das Angeschaute erst mit seinem Blick. Da gibt es keinen Ausweg und keine Freiheit mehr. Da löst sich alles, was bisher nach Substanz ausgesehen hatte, auf, ins Leere. «*Das, was ich erlebte, als ich dann meinerseits die ‹Kritik der reinen Vernunft› las, könnte man vielleicht mit dem Erschrecken vergleichen, das man erleben könnte, wenn man beim Verlassen*

des sich auflösenden Nebels plötzlich bemerken würde, dass die Landschaft, durch die man sich bewegt, eine Moorlandschaft und der Weg, den man bisher mit einer unerklärlichen Sicherheit – wie man sie etwa Schlafwandlern zuschreibt – gegangen war, trotz des Auflösens des Nebels nicht besser als zuvor zu erkennen ist: überall kann fester Boden sein, mit jedem Schritt kann einem dieser aber auch entzogen werden.»

Ähnliche Anwandlungen von Unsicherheit, meistens aber eine eigentliche Angst vor dem plötzlichen Verlieren des festen Grundes, Angst vor dem Untergehen also, hat Meyer schon oft formuliert. «Man», der Held von «*Trubschachen*», zieht mit aller Vorsicht ins Emmentaler Dorf ein, weil er auf dem Trottoir, das mit einer dicken Schicht vereisten Schnees bedeckt ist, jederzeit hinzufallen droht. Das nimmt sich vorerst harmlos aus. Gegen Schluss des Romans aber möchte dasselbe «Man» einen nicht begehbaren Weg erzwingen und sinkt dabei in einer Schneewächte immer tiefer ein: «*Sich wieder auf die Schneeoberfläche zu schaffen, gelingt einem nicht mehr, je mehr man sich darum bemüht, desto tiefer sinkt man in den Schnee ein, bis einem dieser schliesslich bis zur Brust reicht. Auch dass man sich gegen vorne auf den Schnee hinauf wirft und die Beine nachzuziehen versucht, nützt einem nichts, man verbraucht nur weiterhin seine Kräfte für ein schlussendlich aussichtsloses Unternehmen und liegt schliesslich zu erschöpft, um sich wieder zu erheben, in einer Schneemulde oder -grube, deren Ränder einen überragen und die man selber in den weichen und sofort nachgebenden Schnee gegraben und gepresst hat*» (S. 201f.).

Das kindliche Ich von «*Gross-Papa ist wieder da*» spürt bezeichnenderweise bei folgendem Erlebnis in einer Kehrichtdeponie «*zum erstenmal etwas von der Vergänglichkeit*»: «*Als ich nämlich auf einen kleinen grauen Hügel treten wollte, bin ich mit dem Fuss plötzlich in diesem versunken, da er nicht – wie ich geglaubt hatte – vollständig fest war, sondern nur an seiner Oberfläche eine graue, steinähnlich aussehende Kruste aufwies, darunter aber aus einem dampfend-warmen und übelriechenden gelben Brei bestand, der mich sogleich heftig an meinem Fuss zu kribbeln begann und sich – als ich näher hinschaute – überall dort, wo mein Fuss die graue Kruste zerbrochen hatte, in einer dauernden Bewegung befand, da er von einer Unzahl sich wild windender Maden durchsetzt war*» (a. a. O. S. 141f.). «*Eigene Nichtigkeit und Unverständlichkeit*» wird so den Hauptgestalten bewusst, «*Verlorenheit im Weltall*» oder eben, wie Meyer oft sagt, «*Vergänglichkeit*».

Kant also hat das Ich von «*Zerbrechen der Welt*» auch in dessen geistiger Existenz dieser bodenlosen Sphäre des Todes preisgegeben. Seit der Lektüre der «*Kritik der reinen Vernunft*» ist er nicht mehr nur der emotionalen Angst des gewöhnlich Sterblichen ausgeliefert, sondern auch als Denkender «*einer auf einer Erkenntnis basierenden Angst*», die ihm zeigt,

dass er in seinem Denken blind und wehrlos irgendwo treibt und nicht frei und souverän die Welt beurteilen kann, wie er bisher geglaubt hatte. Zum Suchen von Wahrheit fühlt er sich mehr als andere getrieben, eine Wahrheit aber gibt es nicht, «keine weitere Erkenntnis, die Allgemeingültigkeit beansprucht». Dazu könne er nur sagen «... *so ist es*», und das sei nicht viel, höchstens eine «Quelle des Nihilismus».

Jenseitstrost nun empfinden Meyers Protagonisten als Heuchelei. Was ihnen bleiben könnte und was der Autor immer wieder betont, wären ruhiger, behaglicher Genuss und Güte; wiederum aber ist es Kant, der den Menschen die Fähigkeit dazu geraubt habe. In der Trubschachener «*Rede von der Pflicht*» prangert er den Verfasser der «*Kritik der praktischen Vernunft*» an als Zementierer bürgerlicher Leistungsmoral, welche blindwütiges Sichabschinden zum obersten Prinzip erhebe. Aus diesem unmenschlichen Geist, der Pflicht und nichts als Pflicht predige und Neigung ihr entgegensetze, seien unsere «*verkrümmten Seelen*» hervorgegangen, von da rühre unser «*permanent schlechtes Gewissen*» («*Erhebung der Romanfiguren*», a. a. O. S. 80f.), von daher auch komme die scheussliche Verwüstung unserer Umwelt. Wenn man etwa wieder einmal nach Trubschachen komme, werde der ländliche Gasthof, der «Hirschen», wohl umgebaut, vergrössert, automatisiert sein, und die Wirtsleute hätten dabei nichts als ihre «Pflicht» getan. Ja, der Held von «Trubschachen» selber – bei allem Grauen auch heimlich bezaubert vom Sichverlieren, vom Hinübergehen im richtigen Augenblick – wird von Kants Imperativ auf die Erde gezwungen. Der Blick auf den gestirnten Himmel über ihm («das moralische Gesetz in mir» ist dabei gleichsam mitgenannt) zieht ihn aus dem weichen Schnee, in dem er einschlafen möchte; die Schrift «*Von der Macht des Gemüts, durch den blossen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden...*» bindet sofort den Drang zurück, in der wohligen Wärme des Bads die Schlagadern zu öffnen und «*die langsame Auflösung seines sogenannten körperlichen Daseins selber herbeizuführen*». Angesichts seiner genialen Beweise für die Nichterkennbarkeit der Welt (eben durch das Postulat der synthetischen Urteile a priori in der «*Kritik der reinen Vernunft*») hätte Kant, dieser in seinem Leben so vollendete Kavalier des «ancien régime», den Menschen nicht all diese Fesseln anlegen dürfen.

Was aber könnte überhaupt Annehmlichkeit und Glück bereiten? Für den geträumten Grosspapa in jener Erzählung eine befristete Flucht aus einer jahrzehntealten Ehe und Behausung in das nahegelegene Basel zu Wirtshauskehr und leichten Frauen; einige Tage lang üppige Emmentaler Kost und ausgedehnte Schlaf-Nächte im «Hirschen» von Trubschachen für das «Man»; Rückzug aus fruchtlosem Geschwätz zur Pflege von «Literatur und Landwirtschaft» für das «Ich» in «*Ach Egon, Egon, Egon.*

Briefwechsel mit Monsieur de Voltaire»; «*Dichtung*» statt Philosophie im Aufsatz «*Das Zerbrechen der Welt*». – Doch auch die Genüsse sind zwiespältig. Die Befriedigung des Essers kann umschlagen in Ekel; überflüssige Körperschichten – auch diese sind philosophisch gedeutet – mögen zwar helfen, der unerträglichen Kälte des Nicht-Erkennbaren zu entgehen, anderseits führen sie den mit zu grosser Leibesfülle Ausgestatteten näher zum Tod. Literatur schützt vor der letzten drohenden Konsequenz; doch so lieb (wohl das Liebste) sie sein mag, irgendwo bleibt auch sie verdächtig. Einerseits ist zurückgezogenes Schreiben angesichts dessen, was geschieht in der Welt, auf Anhieb kaum verantwortbar (vgl. «*Ach Egon, Egon, Egon ...*»), anderseits ist dieses Schreiben auf das Chaos, oder wie Meyer im Aufsatz es nennt, den «Tand» der Erscheinungen angewiesen. Wie nun schreibt einer in dieser Lage? Stil und Themen eines Werks wie «*In Trubschachen*» sind stark von den dargelegten, auf Kant basierenden Anschauungen geprägt. E. Y. Meyers schwierige schriftstellerische Verfahrensweisen dürften von daher einsichtiger werden.

Einige Hinweise also zu diesem Roman: Eines der auffälligsten und irritierendsten Merkmale ist die Verwendung des genannten im Mittelpunkt stehenden, bis zum Ende durchgehaltenen «Man», das den Leser stets auf Distanz hält. Ein einigermassen unverstelltes «Ich» – immer unter der Voraussetzung, dass auch dieses fiktional gemeint ist – scheint nur dann möglich zu sein, wenn geschildert wird, wie die einst sinnvoll zusammenhängende Kinderwelt sich ausgenommen hat (*«Gross-Papa ist wieder da»* oder «*Spotten Sie nicht über Kriminalromane*») oder eben, wenn berichtet wird, wie jener der Boden entzogen worden ist. Das «Man» von «*Trubschachen*» bezeugt das Aufgeben eines von einem Ich regierten oder auch nur passiv erlebnismässig bestimmten Kosmos mit gar noch symbolischen Verbindungen. So kategorien- und perspektivearm, wie das eben nach solch umstürzendem Kant-Studium möglich und zugleich gefordert ist, stellt sich der Verfasser im «Man» einer namenlosen – vorgestellte oder tatsächliche – Erfahrungen sammelnden Person, wobei eindeutige Erklärungen von vornherein ausgeschlossen sind. Dass totale Kategorienfreiheit zwar in keiner Weise erreicht werden kann, ist dem Autor deutlich genug bewusst, ihm bleibt aber, wenigstens einer vorgespurten Begrifflichkeit und einem zum Beispiel helvetisch vorgeprägten Erwartungssystem möglichst aus dem Wege zu gehen und so einer Wahrheit, wenn auch nicht einer allgemeingültigen, ein Stücklein näher zu rücken.

Dass das Ablehnen oder doch Überprüfen solcher Verbindlichkeit eine deutlich rebellische und für viele daher anstössige Komponente in sich schliesst, hat der gehässige Unterton einiger Leserbriefe gezeigt, welche auf Meyers Artikel über «*Biel/Bienne: 26. März bis 4. April 1976*» im Tages

Anzeiger Magazin erschienen sind. Da hatte der Verfasser ja jede Assoziation vermieden, die ein Schweizer mit dieser Stadt verbindet und hat wie mit neuen oder fremden Sinnen Erfahrungen in ihr gemacht und notiert.

Die Anfangsseiten von «*In Trubschachen*» geben zwar eine scheinbar bekannte schweizerische, leicht bernisch variierte Pauschalwirklichkeit wieder, die SBB-Fahrt Biel–Trubschachen, bei der aber die Unterschiede von «belanglosen» und «wesentlichen» Tatbeständen, ja deren grundsätzliche Unterscheidbarkeit aufgehoben sind. Das Bewusstsein der Scheinhaftigkeit zersetzt jeden bekannten Ablauf von Ereignissen, jede Norm, jede «Realität». Es bleibt das genaue Festhalten der kleinsten Schritte mit allen Abfahrtszeiten und Umsteigemöglichkeiten und – nach wenigen Sätzen – der ausschliessliche Gebrauch eines in solchen Berichten ungewohnten Konditionalis. Selbst die zufällige Illustrierten-Lektüre im Zug, die Story um den abdankenden und sich so aus seinen Bedingnissen lösenden König Eduard und Wallis Simpson, wird eingehend und mit Zitaten beschrieben, aber auch das im Konditionalis. «Man würde» diese Geschichte einer Befreiung lesen, und so bleibt der Leser im Ungewissen, ob nur der Wunsch nach einer solchen besteht oder ob sie «wirklich» im (vielleicht) mitgebrachten «Heftli» steht.

Auch andere vermeintliche Tatsächlichkeiten werden oft ganz leicht verschoben: «Der» Koffer und die Reisetasche würden getragen, möglicherweise aber auch «die» Koffer und die Taschen. Im «Hirschen» beim Essen, das überraschenderweise nur «besteht aus ...», würde man, obwohl die unverkennbare Gegenwart schon längst eine diesbezügliche Entscheidung verlangt hätte, einen «Féchy oder einen Fendant», ein andermal einen «weissen Lavaux, einen Epesses oder einen Saint-Saphorin» bestellen. Gegenwart wird geschildert, als ob sie zur Zeit, da sie stattfindet, mehrere Möglichkeiten zuliesse, als ob sie während ihrer Verwirklichung in einem zukünftigen Bereich oder in der blossen Vorstellung zurückgehalten werden könnte. Genau gleich werden ein Totschlag und die Reaktion der Bevölkerung darauf beschrieben, und erst nachher wird betont, dass jener nicht stattgefunden habe, in der gefährlichen Zwischenzeit einer Neujahrsnacht jedoch ebensogut hätte stattfinden können.

Keine Einzelheit geht bei einer solchen Schilderung verloren. «Man» lässt sich vielleicht auf unwesentliches Dasein ein; unrichtig aber wäre es, diese Unwesentlichkeit als bewiesen zu betrachten und ausser acht zu lassen: «Die Seifenverpackung wirft man, ohne die *Silva*-Cheques, die *Avanti*-Punkte oder anderen Bons aus ihr herauszulösen, in den Papierkorb, der auf dem rechteckigen Linoleumstück steht, das unter dem Lavabo in den Holzboden eingelassen ist ...»

Die indirekte Rede des Lehrers, der Geschichte, soziale Entwicklung und

Geographie von Trubschachen erläutert, nimmt – als so gebrochene Wiedergabe – den Aussagewert der Ausführungen im gleichen wieder zurück. Zusammenfassungen jedweder wissenschaftlichen Art müssen der Wahrheit in den übersprungenen Einzeldingen sowieso Gewalt antun.

Es überrascht hingegen, dass E. Y. Meyer solche vom Leser erwarteten Aufschlüsse über das Emmental und Trubschachen mittels einer, wie es scheint, erfundenen Figur überhaupt hereinbringt. Der Lehrer ist vernünftig, klar denkend und sieht Schäden und Gefährdungen, aber er kann noch abstrahieren (drei für das «Man» unvergleichliche Bäume, eine Weisstanne, eine Lärche und eine Linde, nennt er «Einzelfälle» zum Beispiel). Der Lehrer handelt und spricht wie ein gescheiter Mensch, der zu seinem Glück nie Kant gelesen hat und deshalb – anders als dieses einsame «Man» – sein Leben beschaulich und geordnet mit Familie und Beruf absichtlich in einem touristisch noch wenig verdorbenen Gebiet einrichtet.

«*Das Zerbrechen der Welt*» würde noch in vielerlei Hinsichten die fürchterlichen, weil grundsätzlichen Verstörungen der Hauptfiguren und ihrer Begegnungen in E. Y. Meyers Geschichten erhellen. Der ständig erlittene, nie, ausser vielleicht während des Schreibens, aufgehobene «Nihilismus» bewirkt, dass bei diesem Autor jeder Tagesverlauf, jeder Gebirgsmarsch, jede Velotour, jeder banal-angenehme Landaufenthalt (in welcher Zeit, an welchem Ort, in welcher Fiktion auch immer angesiedelt) sich zuletzt in der Weisse eines alles auffressenden Nebels verliert. Er erzeugt ein Grauen, das bodenloser scheint als etwa das Grauen des von Meyer geschätzten Thomas Bernhard, der sich (wenigstens noch) an reale Hassobjekte (Salzburg, Profit-Bürger, entmenschte Virtuosität ...) klammert oder solche doch deutlicher hervorhebt als dies Meyer tun mag.

Seine Aufrufe zu «Vergnügen» und «Güte» sind nicht zu überhören, bleiben aber immer neu zu erlistende und vielleicht nicht gangbare Auswege aus Verunsicherung und Erschütterung.

Bibliographie:

E. Y. Meyer, «Ein Reisender in Sachen Umsturz», Frankfurt a. M. 1972. «In Trubschachen», Roman, Frankfurt a. M. 1973. «Ach Egon, Egon, Egon. Ein Briefwechsel mit Monsieur de Voltaire anlässlich seines ‹Candide›» in «Schweizer Monatshefte», Mai 1975, 55. Jahr, Heft 2. «Spotten Sie nicht über Kriminalromane» in «Erste Lese-Erlebnisse», Herausgegeben von Siegfried Unseld, Frankfurt a. M. 1975. «Eine entfernte Ähnlichkeit», Erzählungen, Frankfurt a. M. 1975. «Biel/Bienne: 26. März bis 4. April 1976» in «Tages Anzeiger Magazin» Nrn. 25 und 26, 19. und 26. Juni 1976.